

Wichita, Kansas – vierte Station einer Reise durch das unbekannte Amerika

Dem Doktor Tiller verkauft man keine Pizza mehr

Kansas ist für die Marktforschung der durchschnittlichste US-Bundesstaat, neue Produkte werden zuerst in Wichita getestet. Auch deshalb führen die Abtreibungsgegner genau hier ihren Kampf besonders vehement. Und ihr größter Gegner ist ein Arzt, der Abtreibungen vornimmt.

Von Matthias B. Krause, Wichita

Kansas ist um diese Jahreszeit nichts für labile Gemüter. Der Wind treibt Staubwolken über das platte, braune Land unter einem gleichmäßig grauen Himmel. Nach dutzenden von Meilen unterbricht gelegentlich der Gestank der Futterstationen, in denen tausende von zerzausten Rindern teilnahmslos steif im Schlamm stehen, für Minuten die Monotonie. Wer auf dem Highway 400 der Stadt Wichita entgegenstrebt, stößt am Eingang zu dem Örtchen Mullinville noch auf etwas anderes. Fast eine Meile lang stehen dort seltsame, bunt angemalte Stahlfiguren am Straßenrand. Man muss schon aussteigen und genau hinsehen, um den Sinn des bizarren Ensembles zu ergreifen.

Hinter den überlebensgroßen Figuren versteckt sich eine diffuse politische Botschaft. Hillary Clinton, die Frau des früheren amerikanischen Präsidenten, wird dort als stiefeltragende „Eva Braun“ verunglimpft, und der ultrakonservative Radiomoderator Rush Limbaugh wird zum Staatsmann ausgerufen. Dieses Mittelbedürfnis am Straßenrand findet sich auf dem Weg in die mit 350 000 Einwohnern größte Stadt des Bundesstaates noch häufiger. Meistens begnügen sich die Urheber aber mit einfachen Schautafeln, um ihre Botschaft zu verbreiten. „Ein Farmer in Kansas füttert 128 Menschen – und dich!“ liest man da. Eine Aufforderung, sich von Jesus leiten zu lassen, wird abgelöst von der simplen Gleichung „Abtreibung = Mord“.

„Wichita – Abtreibungshauptstadt“ steht auf dem Lastwagen, den die 49-jährige Cheryl Sullenger durch die Straßen steuert. Unter der Überschrift finden sich riesige, blutige Bilder zerstückelter Föten und die Bitte: „Möge Gott Gnade mit uns haben!“ Doch eigentlich nur Gnade mit den anderen, denn Sullenger selbst ist hundertprozentig davon überzeugt, das Richtige zu tun. Deshalb ist sie sogar vorbestraft. Weil sie mit ihrem Ehemann einen Bombenanschlag auf eine Abtreibungsklinik in San Diego plante, saß sie etwas mehr als zwei Jahre in Haft. „Das ist vorbei“, sagt die Mutter zweier Töchter, „ich bediene mich jetzt anderer Mittel.“

Hundert Kreuze vor der Praxis

Ihr Feind verschanzt sich hinter einem harmlosen Namen. „Women's Health Care Services“ steht auf dem unscheinbaren Schild an einem schlichten Gebäude an einer von Wichitas Ausfallstraßen. Eingerahmt von Autohändlern, betreibt hier der 63-jährige George R. Tiller eine Klinik, die Abtreibung im zweiten und dritten Schwangerschaftsabschnitt vornimmt, wenn die Untersuchungen ergeben haben, dass die Kinder stark geschädigt sind oder wenn die Geburt eine tödliche Gefahr für die Mutter darstellen würde. Tiller ist einer der wenigen Ärzte in den USA, die diese heiklen und umstrittenen Eingriffe vornehmen. Deshalb kommen Frauen aus allen 50 Bundesstaaten zu ihm, gelegentlich auch Patientinnen aus Übersee.

Sie erwartet nicht nur die Öde von Kansas und eine Klinik, die mit ihren hohen Zäunen und ihren Überwachungskameras einem Hochsicherheitstrakt ähnelt, sondern auch Protestler. Wochentags kommen sie jeden Morgen kurz nach Sonnenaufgang und pflanzen mehr als 100 Kreuze in den schmalen Grasstreifen vor Tillers Praxis, die sie eine „Abtreibungsfabrik“ nennen. Sie protestieren mit Schildern und mit Symbolen, sie versuchen, die Frauen, die hier vorfahren, im letzten Moment umzustimmen. Die Aktivistinnen gehen erst wieder nach Sonnenuntergang.

So hat Cheryl Sullenger einst auch angefangen. „Ich bin Christin, und mir sagt die Bibel, dass man nicht abtreiben darf.“ Für sie beginnt das Leben mit der Empfängnis, Abtreibung sei Mord und für die jungen Frauen der einfachste Ausweg aus einem Problem. Wenn es nach Sullenger ginge, dürfte es gar keine Abtreibungen geben. Und in der Schule sollten nicht Aufklärung, sondern Enthaltens-



Cheryl Sullenger mit ihrer Tochter Brenna vor dem Lastwagen, mit dem sie zu Protestaktionen gegen Abtreibungen durchs Land fahren. Foto Krause

keit bis zur Ehe gelehrt werden. So wie Präsident Bush das mit einem für 268 Millionen Dollar initiierten Regierungsprogramm tut. Das ist seine Reaktion darauf, dass die Zahl der Teenagerschwangerschaften in den USA so hoch ist wie sonst nur in Dritte-Welt-Ländern. Die Abtreibungsquote in Amerika ist fast dreimal so hoch wie in Deutschland.

Cheryl Sullenger widmet sich dem Thema mittlerweile hauptberuflich als eines von einem Dutzend Mitgliedern der Organisation Operation Rescue West, einer der wichtigsten Gruppen der Pro-Life-Bewegung, jenen also, welche die vom Obersten Gerichtshof der USA 1973 beschlossene Legalisierung der Abtreibung rückgängig machen wollen. Der Riss in dieser Frage geht durch die Mitte der amerikanischen Gesellschaft: Knapp 50 Prozent sind dafür, knapp 50 dagegen, den Frauen die Wahl zu lassen. Demoskopen stufen die Abtreibungsfrage bei der jüngsten Abstimmung über den Präsidenten als genauso wichtig ein wie das Thema Antiterror-Kampf. Schon in seiner ersten Amtszeit hatte George W. Bush das Klima zu Gunsten der Pro-Life-Bewegung geändert. „Das Pendel schwingt in unsere Richtung“, sagt auch Cheryl Sullenger.

Im Wahlkampf war die Operation Rescue West mit ihren Lastwagen und den schockie-

renden Bildern durch die hart umkämpften Bundesstaaten Pennsylvania und Ohio gezogen. Zwar empfanden die Aktivisten Bush nicht direkt zur Wahl, doch äußerten sie unzweideutig, was sie von dem demokratischen Duo John Kerry und John Edwards hielten: „Kerry/Edwards, ein blutiges Team für ein blutiges Amerika!“ „Es wäre für uns ein Desaster gewesen, wenn Kerry die Wahl gewonnen hätte“, sagt Cheryl Sullenger, vor allem weil der Präsident während seiner Amtszeit voraussichtlich bis zu drei Mitglieder des Obersten Gerichtshofs bestimmen kann – eine Richtungsentscheidung, die weit länger wirkt als nur eine Legislaturperiode. Die Operation Rescue West arbeitet darauf hin, dass die höchste juristische Instanz die Abtreibung wieder für illegal erklärt.

Einst eine Festung der Demokraten

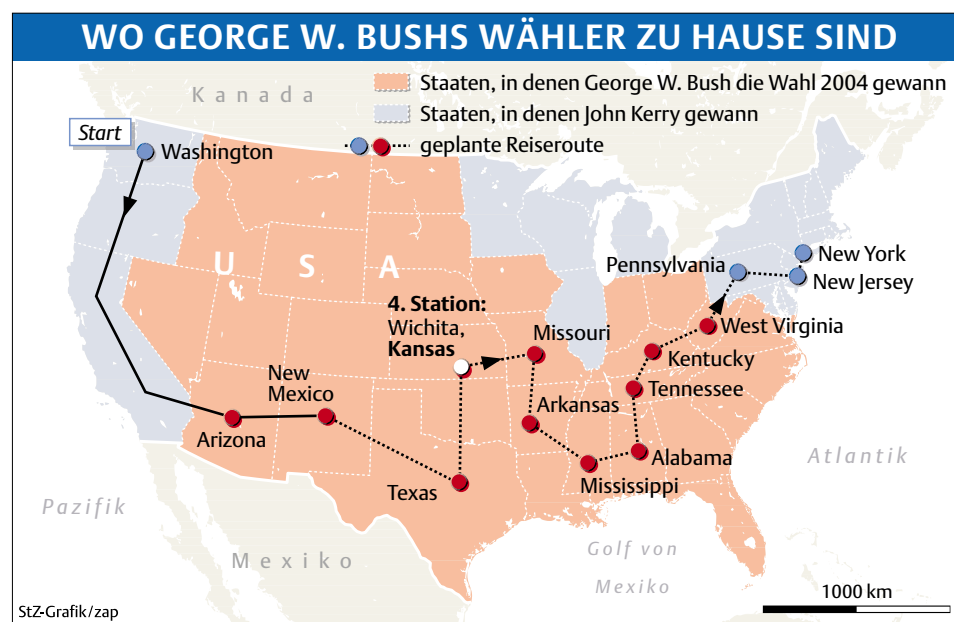
Bis dahin haben Sullenger und ihre Mitstreiter näher liegende Ziele: „Tillers Killerklinik muss geschlossen werden. Und wir befinden uns im Endspurt.“ Eigens deshalb zog sie vor zwei Jahren mit ihrem Mann und ihren zwei Töchtern von San Diego nach Wichita. Nun koordiniert sie die Aktionen und die Öffentlichkeitsarbeit der Gruppe. Verliert Tiller den Kampf, dann ist das ein Symbol für

die gesamte Nation. Denn Kansas gilt den Marktforschern als der durchschnittlichste aller Bundesstaaten. Wer wissen will, ob seine Produkte im ganzen Land ankommen, testet sie zuerst in Wichita.

Anfang des 20. Jahrhunderts entstand hier die Progressive Party als Reaktion auf die ausbeuterischen Geschäftsmethoden der Eisenbahnmonopolisten. Seitdem war der Bundesstaat ein zuverlässiges Standbein für die Demokraten – bis in die neunziger Jahre, dann drehte sich der Wind, und mittlerweile gehört Kansas zu den zuverlässigsten Stimmenreservoirs der Republikaner. Die Anti-Abtreibungs-Bewegung spielte bei diesem Wandel eine wichtige Rolle, wie der Autor Thomas Frank in seinem Buch „What's the matter with Kansas?“ darlegt. Die Pro-Life-Aktivistinnen riefen 1991 in Wichita den „Sommer der Gnade“ aus. Zehntausende folgten dem Aufruf und legten eine Woche lang Tillers Klinik still. Danach konnte die Republikanische Partei Anmeldungsrekorde verzeichnen.

Die Methoden der Operation Rescue West sind rabiat und hart an der Grenze der Legalität. Zunächst kundschafteten die Abtreibungsgegner das Umfeld der Klinik aus, durchwühlten den Müll der Ärzte und Angestellten nach Informationen und setzten Belohnungen für Hinweise auf unrechtmäßige Praktiken aus. Dann knöpften sie sich die Praxismitarbeiter vor, schickten ihnen Briefe, verteilten Postkarten bei den Nachbarn, wofür die Mitarbeiter als Mittäter bezeichnet wurden, und sie folgten ihnen auf Schritt und Tritt. Sie forderten Hotels, Restaurants und Taxiunternehmen auf, nicht mehr mit Tillers Klinik zusammenzuarbeiten, andernfalls drohten sie mit Boykott. „Es wirkt“, stellt Cheryl Sullenger zufrieden fest, „Tiller kann nicht einmal mehr eine Pizza bestellen. Und das Sicherheitsunternehmen weigert sich, sein Geld in gepanzerten Wagen abzuholen. Außerdem haben neun seiner Angestellten inzwischen gekündigt. Es geht voran.“

Matthias B. Krause, New Yorker Korrespondent der Stuttgarter Zeitung, berichtet in einer Serie über die Menschen in den Red States, jenen US-Staaten, wo die Republikaner seit Jahren klare Mehrheiten haben. Bisher sind folgende Artikel erschienen: Ein Engel konkurriert mit Sanfords Scheune (4. Februar); Überlebensmotto: Arm gibt es nicht, nur faul (19. Februar); Drei Millionen Klicks wegen John Kerry (26. Februar).



Brigitte Mira, die beliebte Schauspielerin, ist im Alter von 94 Jahren gestorben

Eine kleine, große Frau, die immer Kind bleiben wollte

Eine große Charakterdarstellerin, das war Brigitte Mira. Sie spielte für Fassbinder eine Putzfrau – und wurde so berühmt.

Von Marcus Sander

Rote Haare, dunkle, warmherzige, funkelnde Augen und stets kecke Antworten auf den gar nicht dezent geschminkten Lippen – so kannte man die Hamburger Deern Brigitte Mira. Ihr Motto: „Ich will keine langweilige Kuh sein!“ Nein, sie hat uns nie gelangweilt, aber lange Zeit sympathisch belogen, hat geflunkert was das Zeug hielt, hat ihr Alter mit 49 angegeben, bis sie und die neugierige Öffentlichkeit sich eines Tages darauf einigten, dass auch sie etwas älter, pardon: reifer geworden war. Ihren Achtzigsten feierte die Frau, die es mit dem Rechnen nicht so genau nahm, 1991. Ihren Siebzigsten 1986.

Nun ist Brigitte Mira, die ewig 49-jährige, die ungebändigte Volksschauspielerin, Film-, Fernseh- und Bühnenstar, im Alter von 94 in Berlin gestorben. Nach Hildegard Knef und Günter Pfiztman ist der deutschen Bühne und dem Film damit wieder ein sympathisches Herz mit Schnauze verloren gegangen. Pfiztmanns Tod und Harald Juhnkes Demenz habe sie nie überwunden, sagte die wunderbare Geschichtenerzählerin, die mit beiden Berlinern in der Fernsehkomödie „Ein

lasterhaftes Pärchen“ gespielt hatte. Sie war wie diese: hochtalentiert, ein Mensch aus Fleisch und Blut und mit einer (un-)gehörigen Portion Eigensinn beschenkt. Ein Typ.

Ihr Laster? Das Lachen. Herzhaft lachend sahen wir sie bis zuletzt. Aber das war nur die eine, helle Seite. Sie lachte, wenn sie von ihrer großen Liebe schwärmte, dem Regisseur Frank Guerente, der etliche Jahre jünger war als sie. Sie lachte, wenn sie erzählte, wie „mein Frank“ frühmorgens nach Hause kam, nach einer untreuen Nacht, „mit der körperlichen Treue nahmen wir's ja nicht so genau“, und wie sie ihm am Morgen danach Tee kochte und ihn umarmte. Treu waren sie sich beide – im Herzen. Treu blieb sie ihm bis zu ihrem Tod. Nie wieder habe sie sich nach Franks frühem Tod 1993 auf einen anderen Mann einlassen wollen, sagte sie, als sie vor wenigen Wochen noch einmal im Fernsehen auftrat. Die Lachende, die fünf Mal verheiratet war, verbarg den Schmerz hinter einem bunten Make-up, das sie mal zur Göre, mal zu einen traurigen Clown werden ließ.

Hinter diesem bunten Vorhang der Brigitte Mira gab es auch das Verwundete, Abgründige, die Angst vor dem Absturz. Und niemand hat dies für die Volksschauspielerin so sehr verkörpert wie Rainer Werner Fassbinder. „Er war unerhört gut, glaubte an mich und fand mich toll“, sagte sie schwärmerisch, „wenn er heute noch leben würde,



Brigitte Mira (1910 – 2005) Foto dpa

hätte ich einen Oscar.“ Als Fassbinder 1982 an einer Überdosis Tabletten starb, war das für sie ein schwerer Schlag. „Es war fürchterlich. Es ging eine Welt für mich unter.“ Denn eben dieser Fassbinder hatte die Tochter des aus Russland eingewanderten Konzertpianisten Siegfried Mira und einer „sehr schönen

Hausfrau“ Anfang der Siebziger Jahre am Bochumer Schauspielhaus entdeckt. In dem legendären Film von 1973 „Angst essen Seele auf“ gelang ihr der Durchbruch zur Charakterdarstellerin. Sie spielte nicht Emmi, die verwitwete Putzfrau, die einen viel jüngeren marokkanischen Gastarbeiter heiratet. Sie war Emmi, eine starke, dürstende Seele voller Kraft, die lieben will und doch nur Hass erntet – Hass von den bösen Blicken des Krämers, der sie plötzlich nicht mehr bedienen will. Wie sie in diese Rolle schlüpfte (so glaubwürdig wie sie in „Berlin Alexanderplatz“ spielte), wird man nicht vergessen.

Miras Karriere drohte zunächst abzustürzen, doch das Multitalent ließ sich nicht unterkriegen, biss sich durch und wurde – nach einer großen Soubretten- und Theaterkarriere und Rollen etwa in den Fernsehfilmen „Leben im Winter“ und „Die Spur der anderen“ – schnell eine der beliebtesten deutschen Fernsehdarstellerinnen. Die Frau, die immer Kind bleiben wollte, hat es nicht zur Fernseh Mutter der Nation gebracht wie Inge Meysel; vielleicht fehlte ihr dazu auch das Divenhafte. Sie wollte ankommen, keine Zicke sein. Als Urberliner Original spielte sie in der immer wieder verlängerten Serie „Drei Damen vom Grill“. Sie spielte – und blieb sie selbst. „Diese Zitrone hat noch viel Saft“, so heißt die Autobiografie ihrer Kollegin Lotti Huber. Der Satz könnte gut von Mira sein.

Das neue Versammlungsrecht

Eine Notbremse

Von Karl-Ludwig Günsche

Die Politik hat die Weichen gestellt, damit die Bilder von Neonazis, die die Opfer des Holocaust verhöhn, endlich der Vergangenheit angehören können. Gut haben unsere Parlamentarier im Prozess der politischen Meinungsbildung nicht gerade ausgesehen. Selbst bei dieser sensiblen Frage war wieder viel Parteitaktik im Spiel. Zudem lieferten Koalition wie Opposition auch wieder allerlei juristisches Flickwerk ab. Doch am Freitag kann der Bundestag nun die notwendigen und hoffentlich verfassungsrechtlich wasserdichten Gesetzesänderungen doch noch mit großer Mehrheit beschließen.

Die Tauglichkeit der Änderungen in Versammlungs- und Strafrecht wird sich nun an der Spruchpraxis deutscher Verwaltungsgerichte entscheiden müssen, die in der Vergangenheit in der Auseinandersetzung mit Rechtsextremisten oft genug Urteile gefällt haben, die dem Rechtsempfinden der meisten Bürger widersprechen. Denn natürlich werden die NPD und ihre Gefolgsleute sehr genau ausloten, ob die Neuregelung nicht doch Lücken in ihrem Sinne hat. Der rechtliche Rahmen wird nun allerdings sehr eng gezogen, der Ermessensspielraum von Verwaltungsbehörden und Verwaltungsgerichten wird behebenswert schmal. Es bleibt die Frage, ob Verbote das angemessene Mittel in der Auseinandersetzung mit Rechtsradikalen sind. Bisher haben die demokratischen Parteien kein Konzept im Umgang mit ihnen gefunden, nicht in Sachsen, nicht in Brandenburg, wo die NPD beziehungsweise die DVU im Landtag sitzt. Die Demokraten müssen die Auseinandersetzung über die besseren Rezepte jedoch nun erst recht führen. Die Neuregelung ist eine Art Notbremse. Sie darf nicht zum Alibi werden.

Jörg Haider's Abstieg

Schüssels Sieg

Von Adrian Zielcke

Es hat Zeiten gegeben, da hat man ihn in Europa gefürchtet. Vor einigen Jahren hatte Jörg Haider bei Wahlen in Österreich mehr Stimmen erhalten als Wolfgang Schüssel von den Konservativen. Schüssel traute sich, mit Haider eine Koalition einzugehen und die „immerwährende große Koalition“ in Österreich zu beenden. Denn die war zum Symbol des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Stillstands geworden. Ungeachtet der zeitweiligen Ausgrenzung durch die EU-Mitglieder ging auch Schüssel an die Herausforderung, vor der heute auch die meisten europäischen Regierungen stehen: die Reform der Staatskassen, die Neuordnung bei Renten und Gesundheitskosten. Da konnte es nicht ausbleiben, dass der Populist Haider einerseits die Regierung unterstützte, andererseits aber heftigen Protest gegen den „sozialen Kahl-schlag“ in Österreich einlegte.

Dieser Kurs, die Regierung mitzutragen und sie gleichzeitig zu bekämpfen, scheint Haider's Partei geradewegs in den Untergang zu führen. Da bleiben Streit und Parteiaus-schlüsse nicht aus. Jetzt will Jörg Haider einen Neuanfang wagen. Aber die Freiheitlichen haben das Vertrauen ihrer Wähler verspielt. Österreich ist auf dem Reformweg weiter gekommen als die meisten europäischen Regierungen. Der große Sieger heißt Wolfgang Schüssel. Er ist offensichtlich dem Haider Jörg überlegen. Schüssel hat ein großes Ziel. Im nächsten Jahr übernimmt Österreich die EU-Präsidentschaft. Da wäre eine Regierung ohne Freiheitliche mit einer absoluten Mehrheit der Konservativen natürlich höchst willkommen. Derart gestärkt könnte Schüssel das Hauen und Stechen in der EU um die Verteilung der Brüsseler Milliarden in den nächsten Jahren gut überstehen.

UNTEN RECHTS

Ein Prosit!

Von Mirko Weber

Manche Menschen sind fest davon überzeugt, dass sie in ihrem früheren Leben einmal etwas anderes waren, zum Beispiel eine Ente. Das macht sie froh. Andere Menschen träumen davon, in ihrem jetzigen Leben den Aggregatzustand wechseln zu dürfen. Unvergesslich zum Beispiel, wie Prinz Charles von der Vorstellung schwebte, er sei ein gepresster, hoch saugfähiger Wattebausch mit Rückholband. Appetitlicher wiederum des Sängers Willy Schneider Fantasie, ein Fischlein unter der Voraussetzung werden zu wollen, dass es sich beim Rheinwasser fortgesetzt um goldnen Wein handle. Bevor Franz Beckenbauer endlich Vater einer Tochter wurde, wollte er später noch einmal als Frau auf die Welt kommen. Die Mehrheit seiner Landsleute teilt diesen sehr speziellen Wunsch nicht, sondern möchte, was kaum überrascht, als Bier reinkarniert werden. Stirb und werde heißt jetzt Ex und Hopf.

Urplötzlich unerträglich geworden ist diese grundsätzlich kommod wirkende Projektion durch die in Bayern kursierende Annäherung des Münchner Wiesnwirts Wiggerl Hagn, welcher die Maß demnachst testhalber in Plastikkrügen ausschenken will. Wiggerl Hagn bringt diese fürwahr revolutionäre Idee aus dem postkommunistischen Moskau mit, wo es auf dem dortigen Oktoberfest schon länger – wir übersetzen jetzt – „die Hände an die Plaste“ heißt. Die Wiesnpolizei findet den Vorschlag mindestens interessant, da ihnen ein Lier Bier, der durch eine Art Kondom geschützt wird, womöglich einiges an Ärger erspart. Darüber hinaus hat fehlendes Gläserklirren den Vorteil, dass die Kapelle besser zu hören ist, wenn sie „Ein Prosit!“ ausbringt. Selbstverständlich gilt es auch weiterhin: „der Gemütlichkeit“.